Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 582. **Donnerstag** den 15. November 1900. **94. Jahrgang.**

Greater Britain.

Dr. J. Die englischen Parlamentswahlen sind vorüber, sie haben deutlich gezeigt, daß das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit die von der gegenwärtigen Regierung verfolgte Reichspolitik billigt. Immerdar Mehrer des Reichs, das ist die Losung der Conservativen seit Disraeli's Uebernahme der Leitung dieser Partei stets gewesen. Und die Conservativen haben in den letzten Jahren Schule gemacht. Wenn früher auch mancher von ihnen — die Liberalen waren ja immer der Ansicht — die einzig richtige Politik Englands darin erblickte, daß man die Colonien sich selber überlassen müsse, sobald sie der Hilfe des Mutterlandes nicht mehr bedürfen und als erwachsene Mitglieder der Familie den gegründeten Hausstand aus eigener Kraft zu führen und zu schützen im Stande seien, so wünscht man jetzt das Haus so zu erweitern, daß Alle in seinen Räumen Platz finden können.

Es war der Traum Sir Charles Dilke's, in solchem Hause alle englisch sprechenden Völker zu vereinigen, er hat ihn in seinem berühmten Werk: Greater Britain schon vor 32 Jahren ausgesprochen, und der Gedanke ist von einem seiner späteren politischen Genossen, wie der Republikaner sans phrase, Joseph Chamberlain, mit der diesem rücksichtslosen Manne eigenen Energie aufgenommen worden. Aber beide fanden dort, wo sie Verständniß für ihre Idee am meisten erhofften, in den Vereinigten Staaten von Amerika, gar kein Entgegenkommen. Der Yankee dachte nicht an Anschluß und Aufgeben seiner eigenen Stellung, die ja, so hoffte und glaubte er zuversichtlich, bald die des alten verrotteten Europa mitsammt dem Mutterlande überragen mußte. So beschied man sich, einen engeren Zusammenschluß der disjecta membra des britischen Reichs anzustreben.

Aber nicht nach den idealen Gefühlsregungen aller Rassengemeinschaft, nein, nach den sehr realen Gesichtspuncten des Handels. Der Vorsitzende des Imperial Federation League, Sir Rawson W. Rawson, schrieb schon 1888, daß ein Handelsbündniß zwischen den verschiedenen Theilen des englischen Weltreichs eins der stärksten Elemente für eine dauernde politische Vereinigung sein würde. Aber er verkannte nicht die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Plane entgegenstellen.

Die selbstständigen Colonien, wie Canada, die Capcolonie, Natal, die sieben australischen Schwestern, die längst keine Hilfe mehr von England verlangen oder erwarten, bestreiten seit vielen Jahren ihre Ausgaben zumeist aus den Einnahmen, die sie aus den Einfuhrzöllen beziehen. Deren Höhe bestimmen die colonialen Parlamente nach eigenem Ermessen, ohne die englischen Minister in Downingstreet zu befragen. Zwar haben die Gouverneure ein Veto, aber sie hüten sich wohl, davon Gebrauch zu machen, besonders in einer so internen Angelegenheit, wie die Zollgesetzgebung. Die ist aber in jeder Colonie verschieden, hier herrscht der entschiedenste Schutzzoll, dort huldigt man mit gleichem Nachdruck dem weitestgehenden Freihandel.

Allerdings sind mit der Zeit Zusammenschlüsse verschiedener Gruppen zu Stande gekommen, zuerst der aller nordamerikanischen Colonien (mit Ausnahme von Neufundland) zu einer Dominion of Canada, dann die der Capcolonie und Natal, der auch der Oranje-Freistaat beitrat, wenn nicht zu einer politischen Einheit, so doch zu einem Zollverein, und vor wenigen Monaten auch die der fünf australischen Colonien des Festlands nebst Tasmanien zu einem Commonwealth of Australia.

Dadurch sind drei einheitliche Gebiete geschaffen, statt einer großen Zahl kleinerer mit den verschiedensten Zolltarifen, denen wir früher Rechnung tragen mußten. Das vereinfacht die Sache und macht den Verkehr bequemer. Aber dieser Verkehr, der von Jahr zu Jahr wächst, soll nach Chamberlain und den anderen Imperialisten eingeschränkt werden, womöglich ganz aufhören. Was sagen die Colonisten dazu?

Der englische Canadier, Capländer und Australier, der England seine Heimath nennt, spricht von ihm noch immer als solcher, auch wenn er längst und für immer den Gedanken aufgegeben hat, in das Land seiner Geburt zurückzukehren. Der in der Colonie Geborene blickt, wie jener, mit Stolz und Bewunderung auf die Wiege seiner Ahnen, aber er weiß von seinen Eltern, daß es da zwar viel Reichthum, aber noch viel mehr Armuth giebt, daß die Alten, die er um sich sieht, sehr froh waren, das jetzt von ihnen so hoch gepriesene Land zu verlassen, und er wird, wenn ihm seine Mittel es erlauben, einmal die old country zu besuchen, gern und dankbar für sein Loos die dicken, braunen Nebel der schmutzigen Riesenmetropole verlassen, um zu dem sonnigen Klima seiner sauberen Städte und Städtchen zurückzukehren. Er ist stolz auf England, aber er möchte da nicht leben, er will aber auch das Band nicht zerreißen, das die neue Heimath mit jenem verknüpft. Nicht aus überheißer Liebe, denn der Colonist ist sehr selten Gefühlsmensch. Aber im Anschluß an das große britische Reich fällt auch auf ihn ein Abglanz der Macht, die heute über ein ebenso ausgedehntes Gebiet herrscht, wie das himmlische Reich, dieses aber an Volkszahl noch überbietet und das, wenn es auch weit hinter dem russischen Koloß an Größe zurücksteht, doch eine Volksmenge unter dem Scepter seiner Königin sieht, die mehr als dreimal so groß ist, als das europäisch-asiatische Völkergemisch, das dem weißen Zaren gehorcht.

Aber der englische Colonist ist vielleicht noch mehr als seine Stammesgenossen des alten Inselreichs Realpolitiker. Er weiß, daß er für fast alle seine Industrieerzeugnisse auf das Ausland, worunter hier auch England verstanden sein soll, jetzt und noch für lange Zeit angewiesen ist. Die Zolleinnahmen sind seine bequemste Einnahmequelle, die australische Föderation will ja auch aus ihr die nöthigen Ausgaben bestreiten. Folgt man den Plänen Chamberlain's und schafft man ein pan-englisches Zollgebiet, das die englischen Waaren frei zuläßt und nur die fremden besteuert, so unterbindet man diesem Finanzsystem den Lebensnerv. Die bisherigen Handelsbeziehungen mit nichtenglischen Ländern würden sofort einen schweren Stoß erfahren, namentlich der deutsche Handel würde schwer getroffen werden. Aber vielleicht mehr zum Nachtheil der britischen Colonien, als zu dem Deutschlands. Denn Wolle, Felle und Häute findet dieses auch an anderen Orten, und wenn Australien von Deutschland für 31 Millionen Mark Industrieproducte bezieht, so schickt es nach Deutschland für fast 86 Millionen Mark seiner Rohstoffe. Das Verhältniß zwischen Deutschland und anderen englischen Colonien ist für den deutschen Absatz allerdings weit günstiger. Jedenfalls müßten die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Australien in bedenkliches Schwanken gerathen, würden Chamberlain's Wünsche in Erfüllung gehen. Indessen wollen die australischen Colonien von dem angestrebten Handelsbündniß mit England nichts wissen, und sie haben ihren Willen in London durchgesetzt. Die canadische Regierung hat freilich seit dem 1. Juli d. J. die Eingangszölle für englische Waaren auf 45 Proc. von denen aus anderen Ländern herabgesetzt und hat damit unseren Handel empfindlich getroffen, dem englischen hat sie jedoch nicht aufgeholfen und den der Union nicht zurückgedrängt.

Aber die australischen Colonien, denn um diese handelte es sich bei den jetzigen Auseinandersetzungen hauptsächlich, gingen in ihren Forderungen noch viel weiter. Sie beanspruchten volle Freiheit in ihrer Politik in Betreff der Südseeinseln und auch einen von der Centralregierung unabhängigen obersten Gerichtshof. Die erste Forderung wurde ihnen nebst anderen nicht minder bedenklichen nach langen Verhandlungen endlich bewilligt, aber gegen die zweite nahm auch die öffentliche Meinung Englands Stellung. Indeß, die Australier wollen kein Zugeständniß machen; dem altehrwürdigen (freilich nicht für sie!) Privy Council die höchste endgiltige Entscheidung über ihre Streitigkeiten anzuvertrauen, weigerten sie sich ganz entschieden. Da fand der gewandte Chamberlain einen Ausweg. Unangebrachte Ehrfurcht vor dem Bestehenden hat diesen ehemaligen Republikaner niemals verhindert, das zu thun, was er für opportun erachtete. Das Privy Council mußte einem neuen Gerichtshof weichen, in dem neben einem indischen auch ein australischer Richter seinen Sitz zu nehmen hat. Wir werden wohl auch bald von einem Richter hören, der Canada, von einem zweiten, der Südafrika vertritt.

So hat Chamberlain klug den Abfall oder die Lockerung des Bandes bei den australischen Colonien verhindert. Freilich werden diese jetzt gewährten Forderungen nicht die letzten sein. Schon denkt man in den Colonien an eine Vertretung im englischen Parlament. England ist längst kein europäischer Staat mehr, und die Colonisten verlangen immer eindringlicher, daß bei Entscheidungen in der Politik des Weltreichs auch ihre Stimme gehört werde. Sie weisen darauf hin, daß sie durch Schaffung von Flotten zum Schutze ihrer Küsten und Gewässer dem Mutterlande eine wesentliche Hilfe leisten, wobei sie gern vergessen, daß dieser Schutz doch ihnen selbst am meisten zu Gute kommt, und sie erinnern daran, daß mehr als einmal, und auch jetzt wieder in Südafrika, ihre Söhne Englands Schlachten mitgeschlagen haben. Sie fordern, daß auch sie berufen werden, mitzurathen, daß man zu Thaten schreitet. Das wird man ihnen nicht mehr lange verweigern können.

Die Wirren in China.

Die endgiltigen Friedensbedingungen.

Es verlautet in Washington, daß außer den Puncten, über die sich die Gesandten in Peking als Grundlage zur Regelung der chinesischen Angelegenheit geeinigt haben, mehrere andere wahrscheinlich Beachtung finden werden. Einer dieser betrifft die Frage, ob Peking die Eigenschaften eines offenen Hafens eingeräumt werden sollen, wodurch die Freiheit des Handels und der freie Verkehr mit den Ausländern, wie es bis jetzt nur für Vertragshäfen besteht, auf die Hauptstadt auszudehnen wäre, und es ist von hohen chinesischen Kreisen in dieser Richtung eine Anregung ausgegangen. — Die „Times" melden aus Shanghai vom 12. d. Mts.: Man verlangt hier, daß in die Friedensbedingungen die Forderung der Entfernung chinesischer Truppen aus der Umgebung von Shanghai aufgenommen werden solle.

Die Wiener Blätter verhalten sich zustimmend zu den China bekannt gegebenen Bedingungen. Die „Neue Freie Presse" meint, es werde ohne eine gewisse Demüthigung des chinesischen Hochmuths nicht abgehen. Es handle sich darum, den Chinesen die Ueberlegenheit der geeinigten civilisirten Mächte darzuthun. Die Friedensbedingungen verfolgten diesen Zweck, der jedenfalls, wenn vielleicht auch nach langwierigen Verhandlungen, erreicht werden würde. — Das „Neue Wiener Tagblatt" wünscht, daß die Mächte ebenso wie beim Feldzuge auch beim Friedensschlusse solidarisch vorgehen. Jedenfalls könne heute, wo der deutsche Reichstag zusammentrete, Graf Bülow sagen, daß die chinesische Frage nicht mehr uferlos sei, indem man den Frieden bereits nahe sehe. — Das „Fremdenblatt" bezeichnet es als bemerkenswerth, daß, abgesehen von der Reform des Tschung li Yamens und gewissen Maßregeln zur Wahrung der Verträge, keine Ansprüche betreffs der inneren Verwaltung Chinas gestellt worden. Es bleibe China somit vorbehalten, nach den gemachten schlimmen Erfahrungen sich neu zu constituiren oder bei der alten zu verharren.

* **London**, 14. November. (Telegramm.) Wie den „Times" aus Peking unter dem 11. November berichtet wird, scheint es, daß China alle in der Note der Mächte enthaltenen Bedingungen annehmen wird, ausgenommen die Forderung, an gewissen Prinzen und Würdenträgern die Todesstrafe zu vollstrecken. (Wiederholt.)

In einer Meldung der „Times" aus New York wird die Nachricht des „New Yorker Herald" dementirt, daß der Staatssekretär Hay über die an China von den Gesandten gestellten Forderungen ungehalten sei. In keiner veröffentlichten Depesche sei davon auch nur eine Spur zu entdecken.

Vom chinesischen Hofe.

Aus Shanghai wird uns depeschirt: Verschiedene Zeitungen haben aus Hsian berichtet, daß der Kaiser von China an chinesische und fremde Beamte in Peking ein Telegramm habe abgehen lassen wollen, in dem er mittheilt, wenn seine Umgebung nicht den Gehorsam verweigert hätte, wäre er längst nach Peking zurückgekehrt. Die Blätter haben weiter berichtet, daß die Kaiserin zwei Vertrauensmänner des Kaisers, die dieses Telegramm zur Beförderung bringen wollten, habe hinrichten lassen. Diesen Nachrichten wird jetzt von dem Telegraphendirector Scheng auf das Entschiedenste widersprochen; sie werden als unbegründet erklärt.

Deshalb brauchen sie aber nicht unbegründet zu sein.

Wo sind die Japaner?

* **London**, 14. November. Wie der „Times" aus Shanghai berichtet wird, legt man in Tientsin lebhaftes Interesse bezüglich des gegenwärtigen Aufenthaltes der japanischen Truppen an den Tag, die, obwohl sie das Land nicht verlassen haben, aus Tientsin und Peking verschwunden sind, ohne daß man weiß, wohin sie gerückt sind. (Wiederholt.)

Die flinken Japaner haben sich schon manche Ueberraschung geleistet. Sollten sie vielleicht „hintenrum" abgeschwenkt sein und plötzlich, als „Escorte des chinesischen Hofes" wieder auf der Bildfläche erscheinen? Zuzutrauen wäre es ihnen schon.

Die Lage im Süden.

Aus **Hongkong**, 14. November, telegraphirt „Reuter's Bureau": Berichten aus Canton zufolge waren in Fatschan Placate angeschlagen, durch die die Bevölkerung gegen die Christen aufgereizt wird. Die Christen werden als Seeteufel beschrieben, die vor mehreren Jahrzehnten in Canton eindrangen und Pläne ersannen, um sich des Landes der Chinesen zu bemächtigen und ihre Zaubereien die Leute lehrten. Die rechtschaffenen Männer Fatschans kochten vor Groll gegen das gefährliche Gift der Teufel; sie seien begierig darauf, die Kirchen zu zerstören, die Häuser der eingeborenen Christen wegzunehmen und sich Wongtschongtings, des Hauptes der fremden Kirche, zu bemächtigen. Die Placate setzen als Termin für die Vernichtung der Capellen und des Kirchenvorstehers den 20. November fest.

Aus einem Chinabriefe.

Einem Briefe des Professor Dr. Rüttner, der im Dienst des Rothen Kreuzes die Leitung eines Spitals in Tsintau (Kiautschau) übernommen hat und den der „Schwäb. Merk." veröffentlicht, entnehmen wir Folgendes:

„Der deutsche Namen hat jetzt in China einen ganz außerordentlich guten Klang sowohl wegen der vorzüglichen Haltung unserer Truppen in den letzten Kämpfen, als besonders wegen des energischen Auftretens unseres Kaisers, welches von allen Europäern in China aufs Lebhafteste begrüßt wird. Man ist hier allgemein der Ansicht, daß man sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen hat, wenn nach den Vorkommnissen dieses Jahres den Chinesen nicht gründlich das Handwerk gelegt wird. Der Charakter des Krieges ist ein sehr grausamer. Die Schändlichkeiten, die von Chinesen an Gefangenen oder Verwundeten verübt worden sind, spotten jeder Beschreibung. Sehr interessant ist es mir, daß die letzten Kämpfe meine kriegschirurgischen Erfahrungen aus dem Transvaalkrieg vollständig bestätigt haben. Die durch die Bleigeschosse verursachten Wunden, welche nicht selten vorgekommen sind, haben sich durchweg als viel schwerer herausgestellt, als die durch moderne Mantelgeschosse veranlaßten, doch genügen die letzteren vollständig, um selbst einem fanatischen Gegner, wie den Chinesen, außer Gefecht zu setzen. Die Haltung der chinesischen Truppen scheint nach den Schilderungen der Combattanten eine verschiedene gewesen zu sein. Stellenweis haben sie offenbar sehr tapfer gekämpft; die fanatischen Boxer, welche sich für unverwundbar halten oder an eine Auferstehung nach drei Tagen glauben, sollen bisweilen ohne Deckung mit Sensen und Lanzen direct auf die feuernde Truppe losmarschirt sein."

Sehr angenehm sind die Chinesen als Bediente. Besonders gefällt mir die lautlose Stille, mit der sie auf ihren dicken Filzschuhen alle Verrichtungen vornehmen. Die Verständigung ist etwas erschwert, denn der Chinese spricht nur Pitchen-Englisch, und auch dieses mangelhaft. Was Pitchen-Englisch für eine Sprache ist, geht schon aus dem Worte selbst hervor. Pitchen ist nämlich gleich dem englischen business (Geschäft). Business spricht der Chinese aus Pitchenetz, das es am Ende des Wortes ist ihm zu langweilig, daher Pitchen. In der Art geht es weiter: Alles, was Bedeutung hat, ist „numbel-one" (Nr. 1), so z. B. ist der deutsche Kaiser ein „german master numbel-one". „Hast Du verstanden?" heißt „savi". Daher heißt der Kopf „savi-box", zu deutsch Verstandskasten, der Magen dagegen ist die „eating-box", die Futterkiste, u. s. w. Ich könnte Ihnen noch Vieles aus diesem Lande des Zopfes und der Widersprüche erzählen, doch fürchte ich, daß es Ihnen heute zu viel wird. Deshalb ein anderes Mal mehr."

Steuern und Steuerreform in China.

Der „Welt-Corresp." schreibt man aus Tokio, 4. October: „Bei der großen Wichtigkeit, die auch für Deutschland — man denke nur an die zukünftige Kriegsentschädigung — eine Neuordnung der chinesischen Finanzverhältnisse besitzt, dürften die nachfolgenden Auffassungen und Vorschläge eines hochangesehenen japanischen Blattes — die Japaner sind ja für die Beurtheilung chinesischer Verhältnisse sozusagen „die Nächsten dazu" — von Interesse sein.

Die „Yomiuri Schimbun", das Organ der Fortschrittspartei des Grafen Okuma, beschäftigt sich in einer Serie von Leitartikeln mit der Frage, ob China im Stande sein würde, die Kriegsentschädigung zu bezahlen, welche die Mächte nach Beendigung der gegenwärtigen Operationen von ihm würden verlangen müssen. Das gut unterrichtete Blatt kommt zu folgendem Ergebnisse:

Die chinesischen Finanzen dürften augenblicklich wohl die schlechtesten der ganzen Welt sein. Einer Einnahme von 88 bis 89 Millionen Taels steht eine Staatsschuld von 90 Millionen Pfund Sterling (über 700 Millionen Taels) gegenüber. Die auswärtigen Anleihen Chinas schwellen von Jahr zu Jahr an, und die Finanzlage wird immer gedrückter. Das Volk seufzt schon heute unter der Steuerlast, und neue Steuerquellen können kaum erschlossen werden. Betrachtet man die chinesischen Finanzen genauer, so muß das Mißverhältniß auffallen, welches zwischen der Bodenfläche und der Bevölkerungszahl Chinas und seinen Steuereinnahmen besteht. Hierbei stellt sich heraus, daß die Schuld an dem chinesischen Steuersystem liegt: die Centralregierung bestimmt, wieviel Steuern aus jeder Provinz an sie abzuführen sind, und überläßt es den Localverwaltungen, wie sie diese Steuern eintreiben. Das führt zu den unglücklichen Zuständen, wie sie in allen uncivilisirten Ländern anzutreffen sind: die Beamten mißbrauchen ihre Machtbefugnisse, um sich selbst in schamlosester Weise zu bereichern, und das Volk wird ausgesogen, während die Centralregierung ungenügende Einkünfte hat.

Zur Beleuchtung dieser Behauptung faßt die „Yomiuri" die Grundsteuer ins Auge: China, das „Vierhundert-Provinzen-Land", führt an Grundsteuer nur 32 Millionen Taels an die Centralcasse ab. Vergleicht man damit Indien, welches schlechteren Boden, geringeres Areal und eine niedrigere Bevölkerungsziffer hat, so findet man, daß die Staatseinnahmen aus der Grundsteuer allein dort über 100 Mill. Taels betragen. Das allein läßt schon den Schluß zu, daß an dem chinesischen Steuersystem etwas hapern muß. Nach den Studien eines National-Oekonomen, der sich mit diesen Fragen beschäftigt hat, werden von der Bevölkerung in China an Grundsteuern allein thatsächlich 700 bis 800 Millionen Taels jährlich eingezogen. Wenn also die Mächte sich entschließen, durch Einführung einer Reform des Steuersystems unter der Controle eines fremden Beamtenstabs, etwa nach Art der chinesischen Seezollverwaltung, den unerhörten Unterschleifen ein Ende zu machen, so werden dadurch sowohl die chinesischen Staatsfinanzen, wie auch die Interessen der Mächte am besten gefördert werden. Es wird nicht verkannt, daß die Seezollverwaltung mit sehr viel einfacheren Verhältnissen zu rechnen hat, als die Steuerverwaltung. Wenn man aber unter Benutzung einer nicht zu vielstufigen Werthscala die Grundstücke nach ihrem Flächengehalt zur Besteuerung heranzöge, und dabei eine Bedrückung des kleinen Mannes möglichst zu vermeiden trachtete, so sollten sich wenigstens einer Grundsteuer-Reform keine allzu großen Schwierigkeiten in den Weg stellen. Eine Reform der Salzsteuer und der Likinzölle könnte dann folgen, wenn erst die Grundsteuer einmal auf eine gesunde Basis gebracht sein würde.

Eine Reform des chinesischen Steuerwesens unter Abschaffung der gegenwärtigen Uebelstände ist wohl schwierig, aber keineswegs unausführbar. Die Hauptsache wäre, von Peking aus den vollziehenden Organen der Steuerverwaltung bis in die fernsten Provinzen Gehorsam zu verschaffen. Diese Centralisirung könnte gerade während der Zeit, wo die Mächte Peking besetzt halten, mit Erfolg ins Werk gesetzt werden."

In ganz ähnlichem Sinne hat sich bereits vor mehr als Jahresfrist der Mitarbeiter der „Welt-Corresp." in Peking ausgesprochen. In dem Artikel „Die Möglichkeit eines Finanzkrach in China" heißt es u. A.: „Die jährlichen Einnahmen betragen Alles zusammen etwa 89 Millionen Taels . . . . . Diese für ein so ungeheures Reich mit so vielfiger Einwohnerzahl lächerlich geringe Summe reiche bis zum japanischen Kriege aus" . . . . . Auch dieser Gewährsmann führte, ebenso wie „Yomiuri Schimbun", die schlechten Einnahmen auf die Unterschlagungen der Beamten zurück. Er meinte: „Da die Beamten nur ein geringes Gehalt beziehen, so sind sie darauf angewiesen, Heu zu machen, so lange die Sonne scheint." Ebenso gab er dasselbe Heilmittel für die kranken Finanzen an, wie „Yomiuri Schimbun". Es hieß in dieser Beziehung in dem angezogenen Artikel:

„Die Interessen der Gläubiger Chinas würden am wirksamsten gewahrt durch allmähliche Einführung einer internationalen Controle über den chinesischen Finanzmechanismus nach dem bewährten Muster der Seezollverwaltung." Diese Uebereinstimmung der Auffassung wohlunterrichteter, dabei aber von einander völlig unabhängiger Persönlichkeiten läßt die Auslassungen der „Yomiuri Schimbun" um so bedeutsamer erscheinen.

Der Krieg in Südafrika.

General Buller,

ist in Southampton gelandet und vom Volke enthusiastisch empfangen worden. Eine Rede des Generals ist bemerkenswerth durch sachliche Behandlungsweise ihres für den Eingeschlossenen von Ladysmith doch immerhin empfindlichen Themas und durch die völlige Abwesenheit von Bramarbasiren und Rodomontaden. Wir führen aus ihr an:

„Der Soldaten wegen will ich noch einige Puncte erwähnen, worauf, so viel ich gesehen habe, keine Zeitung hingewiesen hat, die jedoch die Quelle unserer größten Schwierigkeiten ausmachten. Zunächst ist England kein sehr großes Land und viele unserer Leute stammen aus der Stadt. Wir gingen in ein Land, wo die Mehrzahl unserer Gegner in sehr offenem Gelände, in einem sehr ausgedehnten Gebiete geboren waren, und es ist nicht unzutreffend, wenn man sagt, daß die durchschnittliche Sehfähigkeit unserer Gegner diese mindestens zwei Meilen weiter sehen ließ, als es durchschnittlich der Engländer, der gegen sie kämpfte, vermochte. Das ist eine Thatsache. Ein Holländer oder Afrikaner sieht einen auf ihn zukommenden Mann zwei Meilen eher, ehe jener ihn entdeckt hat. Das ist stets ein ernster Nachtheil für unsere Truppen gewesen und hat vielen tapferen Soldaten das Leben gekostet; auch ist es eine der vielen Ursachen, weshalb wir unser Vordringen so schwierig fanden; schwieriger vielleicht, als man uns zugestanden hat. Ein anderer Punct ist der, daß wir in einem Lande kämpften, in dem sich überall Eingeborenen-Niederlassungen befanden. In gewissen Gebieten waren eine Anzahl Kaffern-Kraale. Unsere Gegner konnten deren Sprache sprechen, was unsere Leute nicht konnten. Unsere Gegner brauchten nur nach einem Kaffern-Kraal zu gehen, um alle Nachrichten aus dem District zu erhalten. Natürlich hatten wir eine bestimmte Anzahl Dolmetscher, aber ein Dolmetscher ist doch nicht dasselbe. Ein Officier kann Fragen stellen, auf die er durch einen Dolmetscher nie Antwort erhalten wird. Das war ein ernster Nachtheil für unsere Truppen, und auch dem Umstande, daß unsere Leute die holländische und die Kaffernsprache, die beide von unseren Gegnern beherrscht werden, nicht kannten, ist meiner Ansicht nach von unseren Kritikern nicht genügend Beachtung geschenkt worden. Neben diesen zwei Hauptschwierigkeiten, die, wie ich glaube, nicht beachtet wurden, könnte ich noch mehr nennen, die schließlich jedoch durch die Tapferkeit und Disciplin der englischen Armee überwunden wurden." Der Redner nannte dann noch die Entsendung der Truppen und ihre Verpflegung eine Arbeit, die heute keine Nation der Welt hätte ausführen können. Die Leistung sei eine der größten, die je im Kriege bewirkt worden seien, und daß England das hätte leisten können, beweise, daß es doch nicht so sehr zurück sei, wie viele Leute behaupteten."

Das mag richtig sein, aber der Heeresreform arbeiten solche nicht chauvinistische, aber doch militärisch-conservative Reden keineswegs vor; vielmehr bleiben die Aussichten für eine wirkliche durchgreifende Armeeorganisation nach wie vor sehr zweifelhaft. Die britischen Generale und Politiker werden eben stets auf die zahlreichen Kriege der Vergangenheit hinweisen in denen „Tapferkeit und Disciplin der englischen Armee" nach